

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Fünfundzwanzig Jahre ist der interstellare Krieg her. Auf dem Mond eines Alpha-Planeten versucht Gabriel Baines das scheinbar Unmögliche: Die Siedler – nach irdischen Maßstäben alle Psychopathen – sollen sich vereinen, um einer erneuten Zwangstherapie auf der Erde zu entgehen und unabhängig zu bleiben. Wird Baines es schaffen, die rivalisierenden Clans zu einer Einheit zu formieren und so alle vor der terranischen Expedition zu schützen?

»Eine hervorragende Studie der Paranoia einer geschlossenen Gesellschaft.« *Lexikon der utopisch-phantastischen Literatur*

*Philip K. Dick* hat die Science Fiction nicht erfunden, aber aus ihr eine Kunst gemacht. Mit prophetischem Blick und genialischer Phantasie sah er Szenarien voraus, in denen unsere Gegenwart zum Albtraum wird: »Blade Runner«, »Minority Report«, »Total Recall«, »Impostor«, »Paycheck«, »Der dunkle Schirm« – all diese Filme basieren auf seinen Büchern. 1928 in Chicago geboren, rettete er sich aus seiner psychotischen Jugend nach Berkeley. Er nahm so ziemlich alle Aufputschmittel und Drogen, die es gab, hatte Visionen und göttliche Erscheinungen, schrieb bis zu 60 Seiten am Tag und fühlte sich von FBI und KGB verfolgt. 1982 starb er wenige Wochen vor der Filmpremiere von »Blade Runner«.

*Ronald M. Hahn* (\* 1948 in Wuppertal) ist seit 1971 als Autor von Sachbüchern, Romanen und Kurzgeschichten im phantastischen Genre und im Kriminalroman tätig. Unter Pseudonym und eigenem Namen hat er zahlreiche humoristische Jugendbücher sowie Biographien (Hitchcock, Chaplin) publiziert, über 180 Romane aus dem Englischen und Niederländischen übersetzt und war für namhafte Verlage als Lektor tätig. Übersetzungen seiner Werke erschienen in Frankreich, Italien, UdSSR, Norwegen, Brasilien, USA, Ungarn, Ukraine, CSSR, Belgien und Polen.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

PHILIP K. DICK

DIE  
CLANS DES  
ALPHA-MONDES

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Ronald M. Hahn

FISCHER Klassik

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, August 2020

Die amerikanische Originalausgabe  
erschien 1964 unter dem Titel  
»Clans of the Alphan Moon«  
bei Ace Books.

© 1967 by the Estate of Philip K. Dick

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-90696-3

# 1

Bevor er den Sitzungssaal des Hohen Rates betrat, schickte Gabriel Baines sein von den Manis hergestelltes Simulacrum voraus, um festzustellen, ob es angegriffen wurde. Das Simulacrum – man hatte es so sorgfältig konstruiert, dass es Baines in jeder Einzelheit glich – konnte zwar, da der erfindungsreiche Mani-Clan es hergestellt hatte, auch viele andere Dinge tun, doch Baines setzte es nur bei Manövern ein, die der Verteidigung dienten. Die Erhaltung des eigenen Lebens und seine Zugehörigkeit zur im Norden des Mondes gelegenen Para-Enklave Adolfville waren das Wichtigste für ihn.

Natürlich war Baines auch oft außerhalb Adolfvilles gewesen, doch sicher – beziehungsweise relativ sicher – fühlte er sich nur hier, hinter den festen Stadtmauern seiner Heimat, der Para-Stadt. Was bewies, dass seine Zugehörigkeit zum Para-Clan nicht gestellt oder nur ein Lippenbekenntnis war, mit dem er sich Zutritt zum solidesten, stabilsten und urbansten Gemeinwesen überhaupt verschafft hatte. Baines meinte es zweifellos ernst ... und er glaubte auch nicht, dass ihn irjendjemand als Person anzweifelte.

Da war zum Beispiel sein Besuch in den unglaublich elenden Hütten der Hebs gewesen. Er hatte kürzlich nach entflohenen Angehörigen einer Arbeitsbrigade gesucht. Da es sich bei ihnen um Hebs gehandelt hatte, hatten sie sich vermutlich nach Ghanditown durchgeschlagen. Das Problem jedoch bestand – zumindest für ihn – darin, dass die Hebs alle gleich aussahen: Wie schmutzige, vornübergebeugte Geschöpfe mit besudelten Kleidern, die ständig kicherten und sich nicht auf komplizierte

Verfahren konzentrieren konnten. Man konnte sie nur für einfache handwerkliche Tätigkeiten einsetzen, das war alles. Doch da die Befestigungen Adolffilles wegen der Mani-Raubzüge ständig erneuert werden mussten, musste man handwerkliche Tätigkeiten gegenwärtig ziemlich teuer bezahlen. Und kein Para wollte sich die Hände schmutzig machen. Jedenfalls hatte Gabriel Baines zwischen den verfallenen Hütten und dürrtigen, von Menschenhand erschaffenen Gebilden der Hebs das reine Entsetzen und das Gefühl einer sich nahezu endlos ausbreitenden Bloßstellung empfunden. Die Siedlung war eine bewohnte Müllkippe aus Pappdeckelbehäusungen. Die Hebs hatten allerdings nichts dagegen einzuwenden. Sie lebten in friedlichem Gleichgewicht inmitten ihres eigenen Mülls.

Heute, bei der halbjährlich stattfindenden Ratssitzung, würden die Hebs natürlich einen Sprecher schicken. Wenn er, Baines, für die Paras sprach, würde er sich im wahrsten Wortsinne mit einem ekelhaften Heb im gleichen Raum sitzend wiederfinden. Derartiges verlieh seiner Aufgabe wenig Würde. Vielleicht war es in diesem Jahr wieder die dicke Sarah Apostoles, die Frau mit dem widerborstigen Haar.

Doch der Mani-Vertreter war noch bedrohlicher. Weil die Manis ihn, wie jeden Para, entsetzten. Ihre gnadenlose Brutalität schockierte ihn; er konnte sie nicht verstehen, weil sie so ziellos waren. Baines hatte die Manis jahrelang einfach als gefährlich eingestuft – doch das erklärte sie noch nicht. Sie *genossen* die Gewalt; sie empfanden perverse Freude beim Zerstören von Dingen und beim Einschüchtern anderer, besonders, wenn es sich um Paras wie ihn handelte.

Doch auch sein Wissen um diese Dinge half ihm nicht gänzlich. Er verspürte aufgrund der vorprogrammierten Konfrontation mit dem Mani-Delegierten Howard Straw trotzdem ein ungutes Gefühl.

Baines' Simulacrum kehrte mit einem asthmatischen Winseln zurück. Auf dem Gesicht der künstlichen, ihm ähnlich sehenden Miene lag ein starres Lächeln. »Alles in Ordnung, Sir. Kein

tödliches Gas, keine elektrischen Entladungen gefährlichen Grades, kein Gift im Wasserspender, keine Schießscharten für Laserflinten, keine verborgenen Höllenmaschinen. Ich würde meinen, Sie können sicher eintreten.« Das Simulacrum blieb klackend stehen und verfiel in Schweigen.

»Ist dir niemand begegnet?«, fragte Baines misstrauisch.

»Es ist noch keiner da«, sagte das Simulacrum. »Abgesehen natürlich von dem Heb, der den Saal reinigt.«

Baines, sein Leben lang an Vorsichtsmaßnahmen gewöhnt, öffnete die Tür nur so weit, wie es der Sicherheit dienlich war, und erhaschte einen kurzen Blick auf den Heb.

Der Heb – ein Mann – schrubbte den Boden auf die für seine Klasse typisch langsame, monotone Weise. Außerdem zeigte sein Gesicht den typisch blöden Heb-Ausdruck, als würde seine Tätigkeit ihn erheitern. Möglicherweise konnte er diesen Gesichtsausdruck monatelang aufrechterhalten, ohne sich zu langweilen. Hebs wurden ihrer Aufgaben schon deswegen nicht überdrüssig, weil sie sich nicht mal die Vorstellung einer Ablenkung vorstellen konnten. Natürlich, dachte Baines, hat auch die Einfalt ihren Wert. Ignatz Ledebur, der berühmte Heb-Frömmeler, dessen Seele Glanz verbreitete, wenn er von Ort zu Ort wanderte, um die Wärme seiner harmlosen Persönlichkeit zu verbreiten, hatte ihn zum Beispiel beeindruckt. Und der hier sah auch nicht gerade gefährlich aus ...

Immerhin unternahmen die Hebs – nicht einmal die Tugendhaftesten von ihnen – nie den Versuch, einen zu ihrem Glauben zu bekehren, wie etwa die Schizo-Mystiker. Die Hebs wollten ausnahmslos nur in Ruhe gelassen werden; sie wollten sich einfach nicht vom Dasein beuteln lassen, deswegen entsagten sie den Verwicklungen des Lebens von Jahr zu Jahr mehr. Sie kehrten wohl, stellte Baines sich vor, in die pure Dummheit zurück, die für einen Heb der Idealzustand war.

Baines überprüfte seine Laserpistole – sie war in Ordnung – und fasste den Entschluss, einzutreten. Also ging er Schritt für Schritt in den Sitzungssaal des Hohen Rates hinein, nahm sich

einen Stuhl und wechselte dann abrupt zu einem anderen. Der Erste war zu nah am Fenster gewesen: Dort bot er für jeden, der sich draußen aufhielt, ein zu gutes Ziel.

Um seine Stimmung ein wenig zu heben, während er auf die Ankunft der anderen wartete, entschloss er sich, den Heb auf den Arm zu nehmen. »Wie heißen Sie?«, fragte er.

»J-Jacob Simion«, sagte der Heb. Er schrubbte, ohne sein dämliches Standardgrinsen zu verändern, weiter den Boden. Hebs merkten es nie, wenn man sie aufzog. Und wenn doch, machte es ihnen nichts aus. Sie waren allem gegenüber apathisch eingestellt; so war ihre ganze Art. »Gefällt Ihnen die Arbeit, Jacob?«, fragte Baines und steckte sich eine Zigarette an.

»Klar doch«, sagte der Heb. Dann kicherte er.

»Haben Sie schon immer Böden geschrubbt?«

»Häh?« Der Heb war offenbar nicht in der Lage, die Frage zu verstehen.

Die Tür öffnete sich, und die schwerfällige, hübsche Annette Golding, die Poly-Delegierte, erschien mit einem Täschchen unter dem Arm. Ihr rundes Gesicht war gerötet, und ihre grünen Augen leuchteten, als sie nach Luft schnappte. »Ich dachte schon, ich hätte mich verspätet.«

»Nein«, sagte Baines. Er stand auf, um ihr einen Stuhl anzubieten, und musterte sie mit professionellem Blick. Nichts deutete an, dass sie ihre Waffe mitgebracht hatte. Aber sie konnte eingekapselte wilde Sporen in den Backentaschen versteckt haben. Er dachte sofort darüber nach, als er wieder Platz nahm – und diesmal einen Stuhl am hinteren Tischende wählte. Entfernung ... ein nicht zu unterschätzender Faktor.

»Wie warm es hier ist«, sagte Annette, immer noch schwitzend. »Ich bin alle Treppen hochgerannt.« Sie lächelte ihn auf die unkünstliche Weise an, die manche Polys auszeichnete. Sie wirkte anziehend auf ihn. Hätte sie doch nur ein bisschen abnehmen können. Aber Annette gefiel Baines auch so, deswegen nutzte er die Gelegenheit, sie ein bisschen zu necken, wobei durchaus erotische Untertöne mitklangen.

»Annette«, sagte er, »du bist ein sehr erfreulicher und angenehmer Anblick. Es ist eine Schande, dass du nicht heiratest. Wenn du mich heiraten würdest ...«

»Ja, Gabe«, sagte Annette lächelnd, »dann hätte ich einen Beschützer. – Lackmuspapier in jeder Zimmerecke; Atmosphären-Analysatoren, die ständig vor sich hinblubbern; eine Erdungsausrüstung, für den Fall, dass irgendwelche Strahlen ...«

»Bleib ernst«, unterbrach Baines sie. Er fragte sich, wie alt sie war; bestimmt nicht älter als zwanzig. Und wie alle Polys war sie kindlich. Die Polys wurden nicht erwachsen; sie blieben wankelmütig. Bestand Polyismus aus nichts anderem als den Nachwehen einer ziellosen Kindheit? Schließlich wurden auch die Kinder der anderen Mond-Clans als Polys geboren. Sie gingen als Polys in die zentrale Gemeinschaftsschule und änderten sich erst im zehnten oder elften Lebensjahr. Doch manche, wie Annette, änderten sich nie.

Annette öffnete die Handtasche und entnahm ihr ein Tütchen mit Süßigkeiten. Sie fing rasch an zu essen. »Ich fühle mich nervös«, erklärte sie. »Deswegen muss ich essen.« Sie hielt Baines das Tütchen hin, doch er lehnte ab – man konnte schließlich nie wissen. Er hatte sein Leben jetzt seit fünfunddreißig Jahren bewahrt, und er hatte nicht vor, es wegen eines trivialen Impulses zu verlieren. Wenn man vorhatte, noch einmal fünfunddreißig Jahre zu leben, musste man alles einkalkulieren und im Voraus bedenken.

»Ich nehme an, Louis Manfredi wird den Schizo-Clan in diesem Jahr wieder vertreten«, sagte Annette. »Ich höre ihm immer gern zu. Er erzählt immer so interessante Sachen. Die Visionen, die er von urzeitlichen Dingen hat ... Von irdischen und himmlischen Bestien, von Ungeheuern, die sich unterirdische Schlachten liefern ...« Sie lutschte nachdenklich auf einem Bonbon herum. »Glaubst du, dass die Visionen, die die Schizos haben, echt sind, Gabe?«

»Nein«, sagte Baines wahrheitsgemäß.

»Warum grübeln und reden sie dann die ganze Zeit darüber? Also müssen sie für sie doch irgendwie real sein.«

»Mystizismus«, sagte Baines verächtlich. Dann zog er die Nase hoch; irgendein unnatürlicher Geruch drang auf ihn ein, irgendetwas Süßes. Er erkannte, dass es der Duft von Annettes Haar war, und er entspannte sich. Oder soll der Duft mich gerade dies denken lassen?, fragte er sich plötzlich und versteifte sich. »Du hast ein hübsches Parfüm«, sagte er listig. »Wie heißt es?«

»Wilde Nacht«, sagte Annette. »Ich habe es von einem Hausierer von Alpha II gekauft. Es hat mich neunzig Lappen gekostet, aber es riecht herrlich, findest du nicht auch? Ein ganzes Monatsgehalt.« Ihre dunklen Augen blickten traurig drein.

»Heirate mich«, fing Baines erneut an, dann brach er ab.

Der Dep-Vertreter war aufgetaucht. Er stand im Eingang, und sein furchtgeplagtes, konkaves Gesicht mit den starrenden Augen schien Baines bis in die Tiefen seines Herzens zu durchdringen. Guter Gott. Baines ächzte, ohne zu wissen, ob er dem armen Dep gegenüber Mitleid oder reine Verachtung empfinden sollte. Schließlich konnte der Mann sich doch zusammennemen. Alle Deps konnten sich zusammennemen – vorausgesetzt, sie hatten den Mut dazu. Doch die Dep-Siedlung im Süden zeigte nicht die geringste Courage. Der Dep an der Tür bewies augenfällig, dass es auch ihm an Mut mangelte. Er blieb zögernd im Eingang stehen, weil er Angst hatte einzutreten, aber dennoch war er seinem Schicksal so ergeben, dass er es in Kürze trotzdem tun würde. Er würde exakt das tun, was er am meisten fürchtete ... Ein Ob-Kom würde an seiner Stelle einfach in Zweierreihen bis zwanzig zählen, sich umdrehen und flüchten.

»Kommen Sie doch rein, bitte«, redete Annette ihm liebenswürdig zu und deutete auf einen Stuhl.

»Was hat das Gespräch schon für einen Sinn?«, sagte der Dep und trat langsam, vor Hoffnungslosigkeit die Schultern hängen lassend, ein. »Wir nehmen uns doch nur gegenseitig auseinander.«

der. Ich sehe gar keinen Sinn darin, diese Spektakel einzuberufen.« Dennoch nahm er ergeben Platz und blieb mit gesenktem Kopf und sinnlos verschränkten Händen sitzen.

»Ich bin Annette Golding«, sagte Annette, »und das ist Gabriel Baines, der Para. Ich bin ein Poly. Du bist ein Dep, nicht wahr? Ich erkenne es daran, wie du auf den Boden starrst.« Sie lachte, aber mit Sympathie.

Der Dep sagte nichts; er nannte nicht einmal seinen Namen. Baines wusste, dass es den Deps schwerfiel, reden zu müssen. Es war schwierig für sie, die Energie aufzubringen. Der Dep war wahrscheinlich deswegen zu früh gekommen, weil er Angst hatte, er könne sich verspäten. Überkompensation, typisch für sie. Baines mochte die Deps nicht. Sie nützten weder sich selbst noch den anderen Clans etwas. Warum starben sie nicht? Und im Gegensatz zu den Hebs taugten sie nicht einmal etwas als Arbeiter. Sie lagen auf dem Boden und starrten, aller Hoffnung bar, blicklos in den Himmel.

Annette beugte sich zu Baines hinüber und sagte leise; »Muntere ihn auf.«

»Den Teufel werde ich«, sagte Baines. »Was geht mich das an? Es ist doch sein Fehler, dass er so ist. Er könnte sich ändern, wenn er wollte. Würde er sich anstrengen, könnte er an etwas Positives glauben. Sein Los ist nicht schlimmer als das, das wir anderen zu tragen haben, vielleicht sogar noch besser. Schließlich arbeiten Deps im Schneckentempo. Ich wäre froh, wenn ich so wenig Arbeit hätte wie ein durchschnittlicher Dep ...«

Jetzt kam eine hochgewachsene Frau in den mittleren Jahren und einem langen grauen Mantel durch die Tür. Es war Ingrid Hibbler, die Ob-Kom. Stumm vor sich hin zählend, ging sie immer wieder um den Tisch herum und berührte sämtliche Stühle. Baines und Annette warteten. Der Heb, der den Boden schrubbte, schaute auf und kicherte. Der Dep starrte weiterhin fortwährend blicklos zu Boden. Endlich fand Miss Hibbler einen Stuhl, dessen Numerologie sie befriedigte; sie zog ihn

zurück, nahm starr Platz und drückte die Hände eng gegeneinander. Ihre Finger arbeiteten mit hoher Geschwindigkeit, als stricke sie zu ihrem eigenen Schutz irgendein Kleidungsstück.

»Ich habe Straw auf dem Parkplatz getroffen«, sagte sie und zählte lautlos vor sich hin. »Unseren Mani. Puh, er ist eine schreckliche Person. Er hätte mich beinahe mit seinem Wagen überfahren. Ich musste ...«

Sie brach ab. »Na, ist ja egal. Aber es ist schwer, sich von seiner Aura zu befreien, wenn sie einen einmal infiziert hat.« Sie schüttelte sich.

Ohne sich an irgendjemanden im besonderen zu wenden, sagte Annette: »Wenn Manfredi dieses Jahr wieder der Schizo ist, kommt er wahrscheinlich durchs Fenster statt durch die Tür.« Sie lachte fröhlich. »Und auf den Heb warten wir natürlich auch noch«, fügte sie hinzu.

»Ich bin der D-delegierte aus Gandhitown«, sagte der Heb Jacob Simion und bewegte auf monotone Weise seinen Schrubber. »Ich d-dachte nur, ich könnte was tun, solange ich w-warte.« Er lächelte die Anwesenden arglos an.

Baines seufzte. Der Vertreter der Heb war ein Putzmann. Aber natürlich – sie waren *alle* Putzmänner, und wenn nicht in Wirklichkeit, so doch potenziell. Dann fehlten also nur noch der Schizo und der Mani. Howard Straw würde aufkreuzen, sobald er damit fertig war, über den Parkplatz zu rasen, um die restlichen eintreffenden Delegierten zu erschrecken. Er soll es bloß nicht wagen, mich einzuschüchtern, dachte Baines. Seine Laserpistole war nämlich keine Simulation. Und außerdem wartete vor dem Saal immer noch das Simulacrum, das er nur zu rufen brauchte.

»Welches Ziel verfolgt die Sitzung diesmal?«, fragte Miss Hibbler, die Ob-Kom, und zählte rasch, die Augen geschlossen, mit tanzenden Fingern: »Eins, zwei; eins, zwei.«

»Ich habe ein Gerücht gehört«, sagte Annette. »Man hat ein fremdes Schiff gesichtet, das nicht den Händlern von Alpha II

gehört. Wir sind uns dessen ziemlich sicher.« Sie aß weiterhin ihre Bonbons. Baines sah mit grimmiger Erheiterung, dass sie inzwischen fast den ganzen Tüteninhalt verputzt hatte. Annette litt, wie er wusste, an einer doppelten Hirnstörung, einer Überfunktion der Sektion, die den Esstrieb steuerte. Wenn sie verkrampft oder beunruhigt war, wurde es schlimmer.

»Ein Schiff«, sagte der Dep und rührte sich. »Vielleicht kann es uns aus dieser verfahrenen Situation herausholen.«

»Aus welcher verfahrenen Situation?«, fragte Miss Hibbler.

Der Dep rührte sich und sagte: »Das wissen Sie doch.« Mehr brachte er nicht zusammen. Er wurde schweigsam und verfiel wieder in sein düsteres Koma. Für die Deps war grundsätzlich alles eine verfahrenene Situation. Aber trotzdem fürchteten natürlich auch sie die Veränderung. Baines' Verachtung nahm zu, als er darüber nachdachte. Aber ... ein Schiff. Seine Verachtung für den Dep verwandelte sich in Alarmiertheit. Stimmt es tatsächlich?

Straw, der Mani, würde es wissen. Die Manis aus Da Vinci Heights verfügten über komplizierte technische Anlagen, mit denen sie den einkommenden Verkehr beobachten konnten. Möglicherweise war die ursprüngliche Meldung aus Da Vinci Heights gekommen ... Es sei denn natürlich, ein Schizo-Mystiker hatte das Schiff während einer Vision gesehen.

»Wahrscheinlich ist es ein Trick«, sagte Baines laut.

Alle im Raum Anwesenden – einschließlich des finster blinkenden Dep – sahen ihn an. Der Heb hörte sogar zeitweise auf, den Boden zu schrubben.

»Die Manis«, erklärte Baines, »versuchen doch alles. Es entspricht nun mal ihrem Charakter, sich Vorteile über uns andere zu verschaffen, um es uns heimzuzahlen.«

»Wofür?«, fragte Miss Hibbler.

»Sie wissen doch, dass die Manis uns hassen«, sagte Baines. »Weil sie primitive, barbarische Raufbolde sind; übelriechende Sturmtruppler, die sofort zur Waffe greifen, wenn sie das Wort ›Kultur‹ hören. Es steckt in ihrem Metabolismus; sie sind alte

Rohlinge.« Aber dennoch war dies nicht die ganze Erklärung. Wenn er ganz ehrlich war, hatte er keine Ahnung, warum die Manis so darauf aus waren, die anderen zu jagen – es sei denn, so lautete seine Theorie, aus reiner Freude, anderen Schmerzen zuzufügen. *Nein*, dachte er, *es muss mehr dahinterstecken*. Bosheit und Neid; sie müssen uns hassen, weil wir ihnen kulturell überlegen sind. So mannigfaltig es in Da Vinci Heights auch zugeht, es gibt dort weder Ordnung noch ästhetische Einheit; alles ist eine Mixtur aus unvollkommenen, sogenannten »schöpferischen« Projekten, die zwar angefangen, aber nie beendet werden.

»Straw ist etwas bärbeißig«, sagte Annette langsam, »das gebe ich ja zu. Er gehört eben zur typisch rücksichtslosen Art. Aber warum sollte er ein fremdes Schiff melden, wenn niemand es gesehen hat? Dafür hast du noch keinen klaren Grund genannt.«

»Aber ich weiß«, sagte Baines halbstarrig, »dass die Manis, und besonders Howard Straw, gegen uns sind. Wir sollten gewisse Schritte unternehmen, um uns vor ihnen zu schützen ...« Er hielt inne, weil die Tür aufging und Straw schroff den Raum betrat.

Er war rothaarig, groß und kräftig, und er grinste. Das Auftauchen eines fremden Schiffes auf ihrem winzigen Mond schien *ihn* nicht zu stören.

Jetzt fehlte nur noch der Schizo. Aber der würde wahrscheinlich, wie üblich, eine Stunde zu spät auftauchen. Bestimmt wanderte er in Trance irgendwo umher, verloren in den umwölkten Visionen einer archetypischen Wirklichkeit aus kosmischen Proto-Kräften, die unter dem zeitlichen Universum lagen, vertieft in den pausenlosen Anblick der sogenannten *Urwelt*.

Dann können wir es uns wohl bequem machen, entschied Baines. Und zwar so bequem wie möglich; jetzt, wo Straw bei uns ist. Und Miss Hibbler. Die beiden waren ihm mehr oder weniger egal. Genau genommen interessierte er sich für keinen

der Delegierten, außer vielleicht für Annette und ihren übermäßigen, bemerkenswerten Busen. Aber mit ihr kam er auch nicht weiter. Wie üblich.

Aber es war nicht seine Schuld. Die Polys waren alle so – man wusste nie, welchen Weg sie einschlugen. Hatte man ein Ziel, nahmen sie die Gegenposition ein und stellten sich gegen das Diktat der Logik. Trotzdem waren sie nicht so rückwärts-gewandt wie die Schizos oder so hirnlose Automaten wie die Hebs. Sie waren überaus *lebendig*. Und das gefiel ihm an Annette so – ihre Quicklebendigkeit und Frische.

Wenn er sie sah, kam er sich wirklich starr und metallisch vor, wie vom dicken Stahl einer arachaischen Waffe aus einem sinnlosen, seit Unzeiten tobenden Krieg umhüllt. Annette war zwanzig, er war fünfunddreißig; vielleicht war das die Erklärung. Aber daran glaubte er nicht. Und dann dachte er: *Ich wette, sie will, dass ich mich so fühle. Sie tut es absichtlich, damit ich mich schlecht fühle.*

Seine Reaktion bestand darin, dass er urplötzlich den eisigen, sorgfältig abgemessenen Para-Hass für sie verspürte.

Annette, Gedankenlosigkeit simulierend, fuhr damit fort, die restlichen Bonbons aus ihrer Tüte zu verspeisen.

Omar Diamond, der Schizo-Delegierte der halbjährlichen Sitzung in Adolfville, blickte über die Landschaft der Welt und sah unter und über ihr die roten und weißen Zwillingdrachen, den Tod und das Leben. Die Drachen, die sich im Kampf umklammerten, brachten die Ebene zum Erzittern. Über ihnen teilte sich der Himmel. Die verschrumpelte, sich allmählich auflösende graue Sonne warf – falls man es überhaupt so nennen konnte – nur wenig Behaglichkeit auf die Welt, die rasch ihre geringe Lebenskraft verlor.

»Halt«, sagte Omar, hob eine Hand und wandte sich den Drachen zu.

Ein Mann, der mit einem Mädchen mit welligem Haar über den Bürgersteig des Innenstadtdistrikts von Adolfville ging,

blieb stehen. Das Mädchen sagte: »Was ist denn los mit ihm? Er macht irgendetwas.« Widerwille.

»Es ist nur ein Schizo«, sagte der Mann amüsiert, »der sich in seinen Visionen verloren hat.«

»Der ewige Krieg ist wieder ausgebrochen«, sagte Omar. »Die Mächte des Lebens sind im Abnehmen begriffen. Ist denn kein Mensch in der Lage, die fatale Entscheidung zu treffen, sein Leben in einem Opferakt aufzugeben, um sie wiederherzustellen?«

Der Mann zwinkerte seiner Frau zu und sagte: »Du weißt ja, manchmal kann man diesen Typen eine Frage stellen und kriegt eine interessante Antwort. Na los, frag ihn was – etwas Großes und Bedeutendes, so wie: ›Was ist der Sinn des Lebens?‹ Frag ihn bloß nicht so was Simples wie: ›Wo ist die Schere, die ich gestern verlegt habe?‹« Er drängte sich nach vorn.

Vorsichtig sprach die Frau Omar an. »Entschuldigen Sie, aber ich habe mich immer gefragt, ob es ein Leben *nach* dem Tode gibt.«

»Es gibt keinen Tod«, sagte Omar. Die Frage erstaunte ihn; sie basierte auf großem Unwissen. »Das, was Sie sehen und ›Tod‹ nennen, ist nur das Keimstadium, in dem die neue Lebensform schlummernd auf den Ruf wartet, die nächste Inkarnation anzunehmen.« Er hob die Arme und deutete hinaus. »Verstehen Sie? Der Drache des Lebens kann nicht erschlagen werden. Selbst wenn sein Blut rot über die Wiese rinnt – neue Versionen seines Ichs entstehen auf allen Seiten. Die in die Erde eingegrabene Saat erhebt sich erneut.« Dann ging er weiter und ließ den Mann und die Frau hinter sich.

Ich muss in das sechsstöckige Steingebäude gehen, sagte Omar sich. Dort wartet der Rat. Howard Straw, der Barbar. Miss Hibbler, die Griesgrämige, von Zahlen besessen. Annette Golding, die Verkörperung des Lebens an sich, die sich in alles hineinstürzt, das sie *werden* lässt. Gabriel Baines, der Mann, der unter dem Zwang leidet, sich Verteidigungsstrategien gegen etwas ausdenken zu müssen, das niemanden angreift. Der Ein-

fältige mit dem Schrubber, der Gott näher ist als jeder von uns. Und der Traurige, der nie aufschaut, der Mann ohne Namen. Wie soll ich ihn nennen? Vielleicht Otto. Nein, ich glaube, ich nenne ihn Dino. Dino Watters. Er wartet auf den Tod, ohne zu wissen, dass er in Erwartung eines nicht existenten Phantoms lebt. Nicht einmal der Tod kann ihn vor seinem eigenen Ich beschützen.

Als er am Fuß des großen, sechsstöckigen Gebäudes stand – dem Größten in der Para-Siedlung Adolfville –, levitierte er. Er bumste gegen das richtige Fenster und kratzte mit den Fingernägeln an der Scheibe, bis endlich jemand kam, um ihn hereinzulassen.

»Kommt Mr. Manfred nicht?«, fragte Annette.

»Er ist in diesem Jahr nicht erreichbar«, erklärte Omar. »Er ist in einen anderen Bereich übergewechselt und sitzt nur da; man muss ihn durch die Nase zwangsernähren.«

»Würg«, sagte Annette und schüttelte sich. »Katatonie.«

»Legt ihn um«, sagte Straw rau, »dann habt ihr ihn vom Hals. Diese falschen Fuffziger sind mehr als nutzlos; sie lassen euch nur ausbluten. Kein Wunder, dass eure Siedlung so arm ist.«

»Materiell arm«, stimmte Omar ihm zu, »aber reich an ewigen Werten.«

Er hielt sich weit von Straw entfernt. Der Mann war ihm völlig gleichgültig. Straw war trotz seines Namens ein Knochenbrecher. Er hatte Spaß am Zerschmettern und Zermahlen. Er war grausam, weil er gern so war, nicht weil die Umstände es erforderten. Straw war freiwillig böse.

Aber da war auch noch Gabe Baines. Auch Baines konnte – wie jeder Para – grausam sein. Er war so darauf versessen, sich vor Schäden zu bewahren, dass er bedenkenlos Gemeinheiten beging. Man konnte ihn, ebenso wenig wie Straw, deswegen tadeln.

Als Omar seinen Platz einnahm, sagte er: »Gesegnet sei diese Versammlung. Und lasst uns Neuigkeiten von lebenspendenden Dingen hören statt die der Aktivitäten des Drachen des

Bösen.« Er wandte sich zu Straw um. »Wie sieht die Information aus, Howard?«

»Es geht um ein bewaffnetes Schiff«, sagte Straw mit einem breiten, grimmigen Lächeln. Er weidete sich in ihrer kollektiven Angst. »Es ist kein Händler von Alpha II, sondern stammt aus einem völlig anderen System. Wir haben einen Telepathen eingesetzt, um ihre Gedanken zu lesen. Sie sind nicht in einer Handelsmission unterwegs, sondern kommen, um ...« Er brach ganz bewusst ab, ohne den Satz zu beenden. Er wollte sehen, wie sie sich krümmten.

»Wir müssen uns verteidigen«, sagte Baines. Miss Hibbler nickte und Annette – nach kurzem Zögern – ebenso. Sogar der Heb hatte sein Gekicher eingestellt und zeigte nun eine unbehagliche Miene. »Wir in Adolfville«, sagte Baines, »werden natürlich die Verteidigung organisieren. Wir gehen davon aus, Straw, dass Ihre Leute für die technische Ausrüstung sorgen. Wir erwarten eine Menge von Ihnen. In Zeiten wie diesen erwarten wir, dass Sie sich für das Allgemeinwohl einsetzen.«

»Das ›Allgemeinwohl‹«, höhnte Straw. »Sie meinen *unser* Wohl.«

»Mein Gott«, sagte Annette, »müssen Sie denn immer so verantwortungslos sein, Straw? Können Sie nicht einmal an die Konsequenzen denken? Denken Sie doch wenigstens an unsere Kinder. Wir müssen wenigstens *sie* beschützen.«

Omar Diamond sprach ein Gebet vor sich hin. »Lass die Kräfte des Lebens sich erheben und auf dem Schlachtfeld triumphieren. Lass den weißen Drachen dem roten Fleck des Scheintodes entgehen; stülpe deinen schützenden Schoß über dieses kleine Land und bewahre es vor jenen, die im Lager des Unheiligen stehen.« Und dann fiel ihm plötzlich wieder ein, was er auf dem Weg zu Fuß hierher geschaut hatte: einen Vorboten der Ankunft des Feindes. Ein Strom aus Wasser hatte sich in Blut verwandelt, als er über ihn hinweggegangen war. Jetzt wusste er, was das Zeichen bedeutete. Krieg und Tod und vielleicht die Vernichtung der sieben Clans und der sieben

Städte – sechs, wenn man die Müllkippe nicht mitzählte, die den Lebensraum der Hebs darstellte.

Dino Watters, der Dep, murmelte heiser: »Wir sind dem Untergang geweiht.«

Alle sahen ihn an, sogar Jacob Simion, der Heb. Es war typisch für einen Dep.

»Vergib ihm«, flüsterte Omar. Und irgendwo im Reich des Unsichtbaren hörte der Geist des Lebens zu, reagierte und vergab dem fast sterbenden Geschöpf, das Dino Watters – aus der Dep-Siedlung Cotton Mather Estates – war.